

# Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 № 33. 1897.

## Die gelbe Majestät.

Roman von **Soldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Erlauben Sie, Herr Graf?“ fragte Direktor Schramm.

„Bitte, bitte,“ antwortete Graf Lothar höflich, und Direktor Schramm griff nach dem Paket in grauem Packpapier. Es waren seine Aktien, das heißt, die er früher besessen, wenigstens stimmten die Nummern, die Art und Weise der Zusammenfaltung — kurz Alles stimmte oder schien zu stimmen.

„Selbstverständlich,“ fuhr Graf Lothar lässig, wie beiläufig, fort, „habe ich diese — Versammlung nur durch die intensive Hilfe meiner Schwiegermutter zu Stande bringen können.“

„Wie habe ich das zu verstehen, Herr Graf?“

„Ei, das ist sehr einfach. Ich habe die Aktien mit dem Gelde, das mir meine Schwiegermutter gegeben hat, ausgelöst.“

„Frau Kommerzienrath Prätorius?“

„Selbstverständlich. Dadurch bin ich aber auch gezwungen, ihr, die „nichts mehr von dieser Sache wissen will“ — Sie verstehen, Herr Direktor? — den Willen zu thun. Sie sehen also, hier liegt der Grund zu Ihrem Sieg, nicht in Ihrer Klugheit.“

Schramm war es ganz gleichgültig, wem er seinen — Sieg zu verdanken hatte, wenn er nur siegte. Daß er sich getäuscht hatte, lag auf der Hand. Er hatte nicht gewußt, daß die Kommerzienrathin Prätorius so kapitalkräftig war, daß sie solche Hilfe gewähren konnte. Da aber Prätorius & Comp. offenbar noch Herren der Situation waren — denn mit solchem Kapital „muß man nicht müssen“, wie er wohl wußte — so war Direktor Schramm froh, Gelegenheit zu haben, billig zu einem gehörigen Posten seiner Aktien kommen zu können. Er rechnete soeben im Stillen aus, daß er für seine dreihundertvierzehn Stück seiner Zeit von Schmidt & Schmelzer so viel bekommen hatte, um jetzt etwa fünfhundert

Stück kaufen zu können, und er wollte sich beeilen, den Handel perfekt zu machen, da schon morgen ein Anderer das Geschäft gemacht oder sich die vortreffliche Frau Kommerzienrath anders besonnen haben konnte und möglicherweise wieder von der Sache „etwas wissen wollte“.

„Nun, Herr Graf, wenn Sie doch entschlossen sind, zu verkaufen, so würde ich Ihnen zum heutigen Kurs gern fünfhundert Stück ab-

sich gerade mit einem feinen Taschenmesserchen die Nägel und prüfte aufmerksam, ob auch keine Zacken daran zurückgeblieben waren.

„Ja,“ sagte er lässig, „bemühen Sie sich nur in's Comptoir. Geben Sie den Schlußschein ab und weisen Sie die Valuta an, so stehen Ihnen die Stücke zur Verfügung. — Uebrigens, warten Sie doch bis morgen. Ich besinne mich eben, daß für morgen schon verschiedene Posten durch Agenten verhandelt sind.“

„Nein, nein, Herr Graf, wenn Sie gestatten, so erledige ich die Sache gleich,“ unterbrach ihn Schramm.

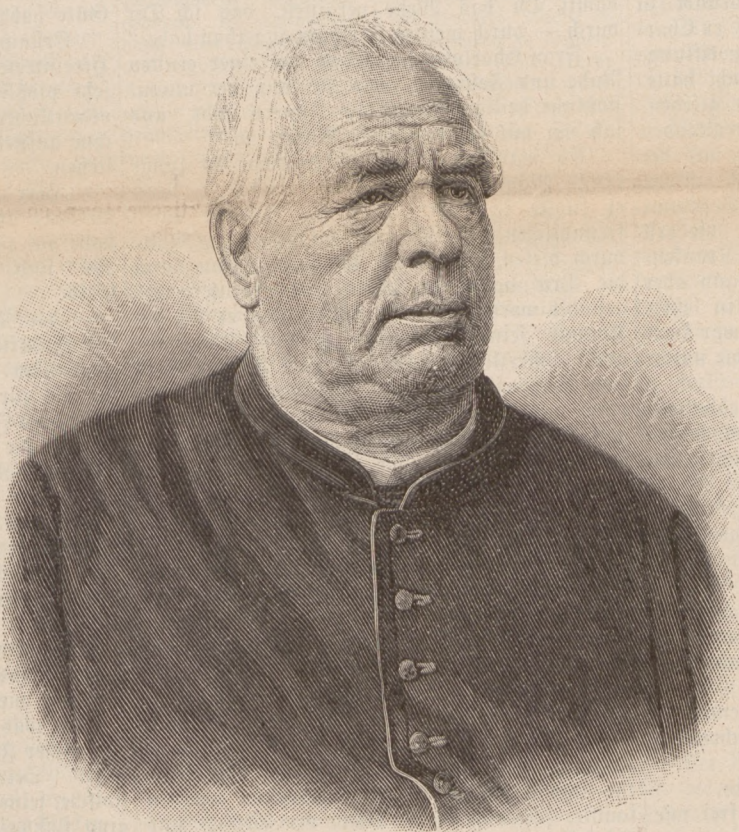
„Wie Sie wollen,“ antwortete Graf Lothar und blies mit größter Aufmerksamkeit über die feingepflegten aristokratischen Finger hin.

In freundschaftlichster und herzlichster Weise verabschiedete sich Direktor Schramm und machte den Handel im Comptoir perfekt. Eine halbe Stunde später war das Geld zur Stelle, die Aktien wurden abgezählt und dem Direktor Schramm eingehändigt. Niemand war froher wie er. Er glaubte ein so gutes Geschäft gemacht zu haben, daß er schon bedauerte, nicht noch mehr kaufen zu können, und überlegte, wie es sich machen ließe, die vorzügliche Konjunktur noch besser ausnützen zu können.

Trotz des auffallenden Vorraths an „Stücken“ bewahrten die Rheinischen Eisenaktien am nächsten Tage an der Börse eine steigende Tendenz. Es fanden viele sogenannte „Meinungskäufe“ statt.

Graf Lothar, der selbst an der Börse anwesend war, aber nicht persönlich handelte, wickelte seine Geschäfte mit überraschender Präzision ab. Der Rest seiner Aktien von einigen Hundert Stück, die ihm nach der Börse noch verblieben, wurde Nachmittags bei verschiedenen Banken verlobbardi.

Das gelbe Gold strömte in ganzen Bergen in die Kassen von Prätorius & Comp. Seit Jahren waren nicht so viel Barmittel vorhanden gewesen, wie an jenem Abend. Im ganzen Hause, oben wie unten, war man der Meinung, daß Graf Lothar eines der größten Finanzgenies unseres Jahrhunderts sei.



*S. Kneipp*

nehmen,“ sagte der Direktor nach einer kleinen Pause.

Graf Lothar zuckte mit keiner Miene, obwohl es sich um ein Geschäft von fast einer halben Million Mark handelte. Er verschnitt



Wenn Georg Hartung ein Mann gewesen wäre, dem es lediglich auf den äußeren materiellen Erfolg, auf das Geldverdienen ankam, so hätte er in letzterer Zeit wohl Ursache zu einer größeren Zufriedenheit gehabt, denn seine geschäftlichen Unternehmungen glückten ihm fast wider Erwarten gut und waren nicht selten sogar von günstigen Zufällen begleitet, die zum Erfolg verhalfen. Die neue Fabrik war im vollen Betrieb. Gute, lohnende Aufträge lagen auf Jahre hinaus vor. Das Verhältnis Georg's zu seinem Theilhaber war das denkbar herzlichste und fand noch eine besondere Festigung durch die bevorstehende Verbindung Hübner's mit Käthchen.

Und dennoch hatte der junge Mann an dem Allen nicht die rechte Freude. Eine gewisse Starrheit, ein troziger Ernst nahm immer mehr und mehr von seinem Wesen Besitz. Er war wie abgestorben für jede Zerstreuung, für jede Freude und wurde mit diesem finsternen, lebensfeindlichen Wesen allmählig die geheime Sorge seiner Mutter.

Da, an einem Spätnachmittag von der Fabrik heimkehrend, las er in einer Zeitung die Anzeigen vom Tode des Herrn Walter Prätorius. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr ihn diese Nachricht, die ihm gänzlich unerwartet kam. Ihm war, als wenn sie sein ganzes Fühlen und Denken neu belebt, als wenn seine Brust neue Hoffnung, die ganze Welt ein anderes Gesicht bekommen hätte.

Wie taumelnd stieg der junge Mann sofort aus dem Omnibus, in dem er gerade saß, aus und änderte die Richtung. Aber seine Beine trugen ihn offenbar nicht schnell genug für seinen Willen. Nach wenigen Schritten nahm er eine Droschke und befahl dem Kutscher, nach einem kleinen Gasthose in der östlichen Vorstadt zu fahren, wohin er in jener Nacht, als er Charlotte, halb todt vor Kälte und Verzweiflung, gefunden, die arme junge Frau gebracht hatte.

Er hatte sie seitdem nicht wieder gesehen. Man hatte seine Besuche unter den obwaltenden Umständen nicht für passend gehalten, und der Rechtsanwalt, den Frau Charlotte nach einigen Tagen annehmen mußte, sie auf das Bestimmteste unterfragt. Durch seine Mutter, die erst ganze Tage und halbe Nächte an dem Krankenbette der jungen Frau zugebracht, dann aber immer nur auf einige Stunden und in letzter Zeit auf kurze Besuche dort gewesen, war Hartung über das Befinden der jungen Dame unterrichtet worden.

Jetzt aber ließ er sich nicht mehr abhalten. Und wenn die ganze Welt seinen Besuch unpassend gefunden hätte, er würde sich nicht einen Augenblick haben irre machen lassen.

„Ja, meine liebe Frau Hartung,“ sagte Frau Charlotte gerade, „die Prüfungen sind nun einmal in der Welt, damit wir sie tragen und durch sie klug werden —“

Dann stürzte Georg herein wie ein Wilder. Er behielt in der Uebereilung den Hut auf dem Kopfe, wollte etwas sagen und brachte vor Aufregung nichts hervor.

„Mein Gott, Georg, was gibt's denn?“ „Nanu?“ fragte auch seine Mutter erschrocken, „was ist denn los?“

Ihr Sohn hielt ihr die Zeitung hin.

„Lies, Charlotte — Du bist frei, frei wie der Vogel in der Luft!“ rief er.

Charlotte nahm die Zeitung und las darin den Tod ihres Mannes. Sie wurde sehr ernst und sehr bleich. Wenn auch ihr Mann zwischen ihr und ihrem Glück gestanden hatte, so war ihr Gefühl doch zu natürlich, zu gerecht, als daß sie sich über den Tod irgend eines Menschen hätte freuen können. Die Hoffnung des Glücks, des echten, wahren, nicht des Scheinglücks, fiel auch ihr bei dieser Nachricht in die Seele, und

wahrhaftig nicht weniger wärmend, nicht weniger kräftig, wie bei Georg selbst, aber das Gefühl der Frau dämpfte das Gefühl der Freude darüber.

„Georg,“ sagte sie gerührt und reichte ihm die Hand, „das ist die Zügelung des Himmels.“

Hartung ergriff die kleine rundliche Hand mit großer Lebhaftigkeit. Er fand offenbar keine große Ursache, sich eine gewisse Rücksicht aufzuerlegen.

„Nun wirst Du mein, Charlotte; laß Vergangenes vergangen sein, sage jetzt offen und ehrlich, daß Du mir vertraust und meiner Kraft, sage, daß Du mich lieb hast, wie ich Dich lieb habe und lieb gehabt habe all' diese lange Zeit.“

„Georg,“ antwortete Charlotte mit niedergeschlagenen Augen, „wie bist Du stürmisch! Noch ist — mein Mann nicht begraben —“

Nun wurde Hartung auch etwas ruhiger, und ernst erwiderte er, sie unterbrechend: „Dein Mann, Charlotte? Hat er sich je in seinem Leben als Dein Mann erwiesen? Hat er Dich geschützt in der Gefahr, Dir beigeistanden in der Noth und Verzweiflung, ist Dein Glück, Dein wahres Glück, auch nur eine halbe Stunde lang sein Streben gewesen? Nein, Charlotte, Du schuldest ihm nichts, und es ist keine Pietätlosigkeit, wenn Du mir Deine Hand reichst. Das Band, das der Himmel soeben zerrissen hat, hatte nichts Himmlisches an sich, sondern war das Produkt eines echt menschlichen Irrthums. Blicke mir frei in's Auge, Charlotte, und lasse nur Dein Herz reden. Es gilt den alten, verderblichen Irrthum zu beseitigen. Es gilt der Wahrheit die Ehre zu geben. Willst Du mein Weib werden?“

„Ja, Georg, ich will Dein Weib werden, wenn Du es begehrt, und ich will Dich lieben, solange ich kann, mit Treue und Hingebung, damit Du das Wehe vergisst, das ich Dir durch — durch meinen Irrthum angethan habe.“

Frau Charlotte sagte das mit einer ernsten Ruhe und Festigkeit, wie sie nur der unumstößliche heilige Voratz im Innern gibt, und sah ihn mit treuergebenen Augen an.

Es war ein Blick, unter dem der junge ernste Mann in tiefster Seele erschauerte, denn er fühlte in diesem Blick die Gewähr eines freundlichen, glücklichen Erdschicksals, er fühlte durch diesen Blick, daß die junge Frau durch die Prüfungen der letzten Zeit geläutert und gestählt worden sei. Er fühlte, daß er sich die Königin seines Herzens — obwohl nach langen, schmerzlichen Kämpfen, nach bitterer Noth und Verzweiflung, nach Prüfungen des Körpers und des Geistes — nun doch endlich ganz erobert habe. Es gab keine Macht auf der Welt, die sie ihm hätte streitig machen können.

Er umarmte sie und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

Frau Hartung sah dieser Scene mit einer unendlichen Rührung zu, meinte leise, wagte aber keinen Ton von sich zu geben. Die Gruppe hatte etwas Geweihtes, etwas Heiliges an sich, und wenn Frau Hartung auch in den Zeiten ihres Luftschlosserberaues, die jetzt wieder mehr als je blühten, nie eine solche Scene geträumt hatte, so war sie nun doch der festen Ueberzeugung, daß dieses Ereigniß nothwendig war, ehe irgend etwas Anderes geträumt werden konnte, ja, daß dieser Bund der Grund- und Eckpfeiler einer endlosen Reihe von neuen „Bauunternehmungen“ sei. —

Nur wenige Tage später schob sich Jakobs schleichend die Steintrufen zum Eingang eines großen Bankgebäudes hinauf. In der Hand hielt er ein ziemlich umfangreiches Packet fest umfaßt. Er hatte sich's natürlich nicht zweimal sagen lassen, einmal einen großen Schlag zu machen. Er hatte die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt und für sein ganzes in einem

langen, schmutzigen Leben zusammengejobbertes und -gegaunertes Geld Rheinische Eisenaktien gekauft. Sie mußten ja wieder steigen. Und zwar in allernächster Zeit. Es war ein ordentliches Spekulationsfieber über die Börse gekommen. Nun brauchte Jakobs aber rasch bares Geld — er brauchte zu seinen Geschäften stets bares Geld — und er ging deshalb in die Bank, um sich gegen seine Aktien Geld zu leihen.

Er mußte lange warten. Der Beamte, dem er seine Papiere zu geben hatte, lief damit hin und her, als wenn etwas ganz Außergewöhnliches passirt wäre. Und es war doch nur ein Lombardgeschäft, was er vorhatte, wie es die Bank jeden Tag zu Duzenden machte. Endlich mußte er gar hinter die eiserne Barriere in den Raum der Kasse selbst treten.

„Bitte, mein Herr, folgen Sie mir,“ sagte der Beamte.

Jakobs ging verwundert und erstaunt hinter dem Manne her. Was war denn nur los, daß man so außergewöhnliche Umstände mit ihm machte?

Er wurde geradezu vor den Direktor der Bank geführt, der ihn ernst und streng von oben bis unten betrachtete. „Wo haben Sie die Papiere her, die wir Ihnen beleihen sollen?“ fragte er mit eigenthümlich scharfer Betonung.

„Herr Direktor, Herr Direktor,“ stotterte Jakobs ängstlich, „ich hoffe, Sie werden mich für einen ehrlichen Mann halten. Ich habe die Papiere nicht gestohlen, sondern direkt von Prätorius & Comp. bezogen. Das kann ich beweisen, Herr Direktor, das kann ich durch die Schlußrechnung beweisen.“

„Ich fürchte, Sie werden in der That in die Lage kommen, das beweisen zu müssen. Zunächst aber, Herr Jakobs, werden Sie die Güte haben, diesen Herren dort zu folgen.“

Erstaunt sah sich Jakobs um. Er hatte im Hereintreten Niemand gesehen, bemerkte aber jetzt plötzlich zwei Herren, die sich mit außerordentlicher Behendigkeit rechts und links von ihm aufstellten und ihn nicht aus den Augen ließen.

„Herr meines Lebens,“ rief Jakobs blaß werdend aus, „was sind das für Herren? Ich habe sie in meinem Leben noch nicht gesehen. Wo sind meine Papiere? Ich will mein Geld!“

„Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet,“ sagte jetzt einer der Herren und zeigte ihm ein kleines Schild vor, mit dem er sich als zur Geheimpolizei gehörig legitimirte. „Die von Ihnen präsentirten Papiere sind gefälscht, die Originale davon ruhen schon seit Monaten als Pfand in dieser Bank.“

Jakobs war mehr todt als lebendig. Er zitterte und schlotterte in seinen Kleidern. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Gefälscht?“ wiederholte er mechanisch mit freidehlichen Lippen. „Wieso gefälscht? Habe ich sie doch für mein gutes Geld gekauft, für mein sauer erworbenes. — Meine Herren, geben Sie mir mein Geld. Ich bin betrogen. Geben Sie mir mein Geld.“

Es war kläglich und erbärmlich zu sehen, zu welcher Jammergestalt der Mann zusammen sank. Seine Sprechweise war eine konvulsive, seine Stimme eine schreiende, sein Athem ging stoßweise. Man mußte fürchten, daß er auf der Stelle zusammenbräche, so sehr hatte ihn der Schreck übermannt.

„Wir werden das Alles genau untersuchen,“ sagte der Herr wieder, „aber damit wir das können, müssen Sie uns sofort auf die Polizei folgen.“

„Auf die Polizei!“ jammerte Jakobs trostlos, aber die beiden Herren schienen Eile zu haben. Sie packten ihn rechts und links an, und ehe sich's Herr Jakobs versah, saß er



zwischen seinen Begleitern in einer Droschke und fuhr davon.

Auf der Polizei hatte Jakobs sofort nach seinem Eintreffen, das dort schon telephonisch angezeigt schien, ein sehr scharfes Verhör zu bestehen. Aber er konnte sich als rechtmäßigen Besitzer der Papiere ausweisen.

„Haben Sie noch mehr von diesen Aktien erworben?“ fragte ihn der verhörende Kommissar.

„Nein, Herr Kommissar. Ach, ich wollte, ich hätte gar keine davon erworben. Diese unglücklichen Papiere sind ganz gewiß mein Tod, ich werde mein Geld daran verlieren,“ jammerte Jakobs in Mitleid erregender Weise.

„Oder wissen Sie noch Jemand, der davon gekauft hat?“

Jakobs nannte mehrere Firmen, an die er selbst, natürlich ohne von der Unechtheit der Papiere zu wissen, Aktien verhandelt hatte. Unter Anderen nannte er auch den Direktor Schramm.

Es entwickelte sich nun um Jakobs herum eine ungemein lebhaft, aber vollständig ruhige und geordnete Thätigkeit; trotzdem sich Jakobs als vollständig unbetheiligt an der stattgehabten Fälschung erweisen konnte, wurde er nicht wieder fortgelassen.

Nach etwa einer halben Stunde — es war mittlerweile schon finster geworden — traf auch Herr Direktor Schramm auf der Polizei ein. Der starke große Mann sank ohnmächtig zu Boden, als er den Sachverhalt vernahm. Sein ganzes Vermögen und damit auch seine Existenz stand auf dem Spiele. Dann trafen noch andere Herren ein, deren Papiere ebenfalls untersucht wurden — sie stellten sich alle als gefälscht heraus — man stand mit Staunen und Schrecken vor einem ungeheuren Verbrechen, vor einem Millionenschwindel, der nach den bisherigen Feststellungen unverkennbar auf die Bank von Prätorius & Comp. als Ausgangspunkt hinwies.

Gleichwohl war es doch schon ziemlich spät geworden, ehe sich der untersuchende Kommissar hinlänglich in der Sache orientirt hatte, um zur Verhaftung des Chefs jenes Hauses schreiten zu dürfen.

Es war in der zehnten Stunde Abends, als sich vier Beamte der Geheimpolizei nebst Jakobs und Direktor Schramm, weil diese ausgesagt hatten, den Grafen Lothar v. Fielitz von Angesicht zu Angesicht zu kennen, aufmachten.

Als sie an das Haus von Prätorius & Comp. kamen, war es geschlossen.

Man läutete. Der Portier kam und fragte nach dem Begehr der Herren.

„Ist Graf v. Fielitz im Hause anwesend?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Mann, „aber jedenfalls ist er jetzt nicht zu sprechen. Seine Sprechstunde ist von vier bis fünf Uhr.“

„Im Namen des Gesetzes,“ sagte einer der Beamten, „führen Sie uns sofort in seine Wohnung.“

Der Mann erschrak und trat einen Schritt zurück. Dann sagte er leise: „Folgen Sie mir, meine Herren.“

Rasch stieg man die Treppe hinauf.

Auf der zweiten Treppe begegneten sie einem kleinen, zusammengekrümmten, dünnen Männchen, das eine große Pelzmütze weit in die Stirn hineingedrückt, einen graumelierten Backenbart und eine blaue Brille trug. Es wollte sich beugend an den Leuten vorbeidrücken.

„Halt!“ rief ihm einer der Beamten zu.

„Wer sind Sie?“

„Ich?“ antwortete er mit einem kläglichen Stimmchen, „mein Gott, wer soll ich sein? Ich bin der Schneidermeister Lubbow aus der Grenzstraße.“

„Was haben Sie hier zu thun?“

„Ich habe dem Herrn Grafen soeben geholfen, seine neue Toilette anzulegen.“

„Ist Graf v. Fielitz oben?“

„Zu dienen, ja. Aber ich glaube, er will soeben ausgehen.“

Gewandt hatte sich Lubbow bei diesen Worten schon an den Beamten vorbeigedrückt und wollte soeben die Treppe hinunterspringen, als Direktor Schramm rief: „Halten Sie den Mann fest. Er ist verdächtig.“

Man packte ihn rasch.

„Nehmen Sie ihm die Pelzmütze ab und die Brille von den Augen.“

Auch das geschah.

„Es ist der Graf v. Fielitz selbst, halten Sie ihn fest,“ rief der Direktor wieder.

Es war in der That Graf Lothar.

Er wurde marmorblass, als er seine Flucht, die er so sorgfältig, so peinlich gewissenhaft vorbereitet hatte, vereitelt sah. Blitzschnell zog er mit der einen Hand, die er noch frei hatte, einen Revolver hervor. — Es war zu spät!

Man entwaffnete ihn, und wenige Minuten später befand er sich gefesselt und in sicherer Bedeckung auf dem Wege zur Polizei. In ohnmächtiger, hilfloser Wuth die Zähne knirschend, mit Blicken wie ein Raubthier sah er zwischen den Beamten, aber er sprach kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

## Pfarrer Kneipp †.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

In Würzburg ist am 17. Juni nach kurzem Krankenlager Pfarrer Kneipp gestorben, dem das nach ihm benannte Heilverfahren einen geradezu weltberühmten Namen gemacht hat. Sebastian Kneipp (siehe das Porträt auf S. 257) war am 17. Mai 1821 zu Stephansried bei Ottobrunn im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben als Sohn eines Webers geboren. Er erlernte zuerst die Weberei, machte es dann aber möglich, Theologie studiren zu können, und empfing 1852 die Priesterweihe. 1858 wurde Kneipp Kaplan, 1881 Pfarrer in Würzburg; später erhielt er auch noch den Titel eines päpstlichen Geheimkammerers und Prälaten. In jungen Jahren durch geistige Ueberanstrengung und körperliche Entbehrungen schwer leidend geworden, wurde Kneipp durch einen Zufall auf die Wasserkur geführt, deren heilsame Wirkungen er zuerst an sich selbst und später auch an Anderen erprobte. Dies brachte ihn dazu, die Anwendung des Wassers in ein förmliches System zu bringen; in späteren Jahren suchte er auch durch Vortragsreisen für seine Heilmethode zu wirken. Seine Hauptwerke sind: „Meine Wasserkur“ und „So sollt ihr leben“, beide in zahlreichen Auflagen verbreitet.

## Auf der Biegenjagd verunglückt (Britisch-Kolumbia).

(Mit Bild auf Seite 261.)

Die Jagd in den schroffen Felsengebirgen von Britisch-Kolumbia, der westlichsten, am Stillen Ozean liegenden Provinz Kanadas, ist mit nicht geringen Gefahren verknüpft, aber die indianischen Biegenjäger lassen sich trotzdem nicht abhalten, sogar im Winter auf Schneeschuhen dem Wilde zu folgen. „Mein indianischer Führer,“ erzählt ein englischer Reisender, der auch das auf S. 261 wiedergegebene Bild gezeichnet hat, „zeigte mir eine völlig unzugängliche Felschlucht, in der eine hohe Kiefer wuchs, deren Gipfel ein paar Raben beständig umkreisten. Dort war ein verwagener Biegenjäger auf die entsehrlichste Weise verunglückt. Auf Schneeschuhen eine angeschossene Ziege verfolgend, war er am Rande des Abgrundes ausgeglitten, über den Schneehang hinabgestürzt in die Luft und zu seinem Unheil von den Zweigen der Kiefer, in denen sich seine Schneeschuhe verfangen, festgehalten worden. Dort sahen ihn seine Gefährten mit dem Kopf nach unten in der Luft baumeln, umfreit von den Raben, und waren unfähig, zu ihm zu gelangen und ihm Hilfe zu bringen. War er sofort gestorben? Hatte er vielleicht noch lange entsehrliche Stunden gelebt? Niemand vermag es zu sagen.“

## Die Charpiezupferin auf Ship-Island.

Erzählung von J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Lionel Campbell war, wie man zu sagen pflegt, mit einem goldenen Löffel im Munde geboren, nämlich als Sohn und Erbe eines sehr reichen Bostoner Bankiers, der auch eine Filiale in New-Orleans besaß. Ein Jahr vor dem Ausbruch des großen amerikanischen Bürgerkrieges sandte der alte Campbell seinen Sohn dahin, um das dortige Zweiggeschäft selbstständig zu leiten.

Reich, stattlich gewachsen, gesund, von lebenswürdigem Benehmen, fand der dreißigjährige Lionel in der großen Handelsstadt sowohl in den Geschäfts- wie auch in den besten Gesellschaftskreisen das freundlichste Entgegenkommen. Der Haß zwischen Norden und Süden, zwischen den Gegnern und Anhängern der Sklaverei, glühte freilich seit vielen Jahren schon und sollte bald zur verheerendsten Flamme angefacht werden; aber Lionel vermied es sorgfältig, in der Gesellschaft über dies heikle Thema zu sprechen, und so war der lebenslustige Bostoner denn überall willkommen und gern gesehen.

Unter den vielen blendenden freilich Schönheiten, welche er in den Ball- und Gesellschaftsfällen umflatterte, zog ihn mit magnetischer Gewalt am meisten Florence Beauchamp mit ihren dunklen Locken und ihren großen strahlenden Augen an. Sie war die achtzehnjährige Tochter eines reichen Pflanzers aus dem nördlichen Alabama und hatte zwei ältere Brüder, Namens Charles und Armand, mit welchen Lionel sich herzlich befreundete. Ihr Vater besaß auch Ländereien in Louisiana und Texas und ein schönes Haus in New-Orleans, wo die Familie sich stets in den Wintermonaten aufhielt und glanzvoll Theil nahm an den vielen Festlichkeiten der feinen und reichen Gesellschaftskreise.

Einst wurde ein prächtiger Maskenball veranstaltet und darin ein Maskenzug aus „Don Juan“. Lionel stellte Masetto vor, Florence erschien als Zerline, und zu den Klängen der herrlichen Musik Mozart's tanzten sie mit den anderen Masken des Don Juan-Zuges das berühmte Menuett, welches man vorher sorgfältig einstudirt hatte. Und es geschah — wie es ja auch unter solchen Umständen kaum anders geschehen konnte — daß sich Masetto in Zerline verliebte und auch ihre Zuneigung gewann. Doch die immer bedrohlicher sich gestaltenden inneren politischen Verhältnisse ihres großen gemeinsamen Vaterlandes veranlaßten es, daß keine Verlobung zu Stande kam. Der kluge, weit ausschauende Bostoner Bankier, der den gewaltigen Kriegssturm richtig im Voraus witterte oder ihn vielmehr kaltsinnig vorher herauskalkulirte, zog so schnell wie möglich seine Ausstände im Süden ein, löste die Filiale in New-Orleans auf und berief seinen Sohn zurück nach Boston. Diese Maßnahmen wurden rechtzeitig so geschickt und zweckmäßig getroffen, daß die Firma ohne erhebliche Verluste davontkam.

Der Bürgerkrieg brach dann aus, und der für die menschliche Freiheit begeisterte und der Sklaverei abholden Norden rief die Hunderttausende seiner tapfersten Söhne zu den Waffen. Auch Lionel folgte dem Rufe und trat in ein Massachusetts-Infanterieregiment ein. Wohl konnte er sich sagen, daß er in dem furchtbaren Kriege vielleicht genöthigt sein würde, manchem guten Freunde aus New-Orleans, der überzeugungsvoll für die Sache des Südens die Waffen ergriffen, auf dem Schlachtfelde zu begegnen und sich mit ihm im erbitterten blutigen Kampfe auf Leben und Tod zu messen. Aber das war ja freilich unvermeidlich, und

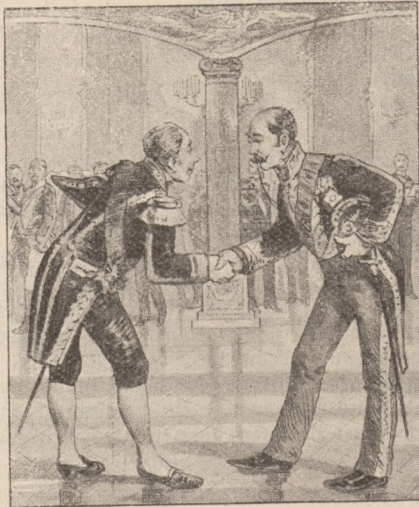


Humoristisches.

# Der Händedruck.



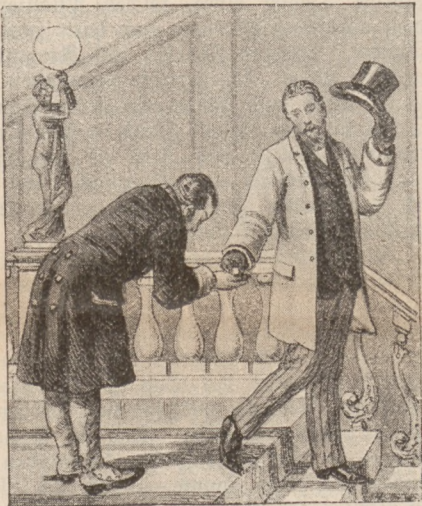
Ein Handschlag wird in allen Landen  
Als deutliches Symbol verstanden.



Der Händedruck der Diplomaten  
Wird sehr bemerkt in allen Staaten.



Bei Damen drückt galanter Weise  
Man nur die Fingerspitzen leise.



Der Druck der Hand ist was Apartes,  
Spürt man darinnen etwas Hartes.



Die alte Jungfer sich begnügt,  
Wenn sie vom Mops ein Pfötchen kriegt.



'nen Händedruck besond'rer Art  
Hat sich Freund Gigerl aufgespart.



Der Fürst besond're Gunst erzeigt,  
Wenn er den kleinen Finger reicht.



Des Turners Händedruck indessen  
Ist seinen Kräften angemessen.



Und was der Mund auch nicht gesagt,  
Das spricht oft klar ein Druck der Hand.





Auf der Biegenjagd verunglückt (Britisch-Kolumbia). [S. 259]



der Gedanke daran vermochte nicht, Lionels patriotisches Pflichtgefühl zu erschüttern.

An vielen Gefechten und einigen großen Schlachten nahm er Theil und hatte das Glück, stets unverwundet zu bleiben in dem Kampfe, der immer wüthender, immer haßerfüllter und grausamer von beiden Seiten mit einer Erbitterung ohne Gleichen geführt wurde. Lionel war infolge seiner Tapferkeit und sonstigen militärischen Tüchtigkeit bald zum Unteroffizier befördert worden. Als der Krieg ungefähr den Höhepunkt erreicht hatte, rückte er zum Lieutenant vor und zeichnete als solcher sich bei mehreren gefährlichen Unternehmungen aus.

Sein Regiment gehörte zu einer derjenigen nordstaatlichen Armeen, welche zuerst in Virginien eindrangen, dann nach Tennessee und weiter nach Süden. In diesen Gegenden wogte der Kampf am schrecklichsten hin und her — hier wurden die großen Hauptschlachten geschlagen bis zur letzten Entscheidungsschlacht, als endgiltig den Fahnen und der Uebermacht des Nordens der Sieg verblieb.

Der Tennessefluß durchfluthet den nördlichen Theil des Staates Alabama. An der südlichsten Biegung des Stromes erhob sich in romantischer Lage das schöne Herrenhaus der großen Beauchamp'schen Pflanzung. Freilich sah es zur Zeit recht verwüstet aus infolge der Kriegsfurie, welche einige Tage zuvor in dieser Gegend gewüthet hatte. Unionstruppen und Konföderirte hatten hier ein ernstes Treffen gehabt und Letztere mehrere Stunden lang das Haus als Festung benützt. Ein Flügel des weitläufigen, einstöckigen, mit Veranden versehenen Gebäudes war gänzlich zusammengeschoßen worden.

Die Konföderirten, soweit sie nicht im Kampfe gefallen waren, hatten schließlich sich ergeben müssen und waren als Gefangene nach Decatur abgeführt worden, um dort in Baracken einquartirt zu werden. Aber zwanzig Fässer Pulver, welche sie mit des Pflanzers Hilfe und auf seinen Rath in einem Keller des Herrenhauses versteckt hatten, befanden sich noch darin und waren von den Siegern nicht entdeckt worden.

Mit finsterner Miene stand Beauchamp nach dem Abzuge der Unionssoldaten auf der Veranda des unversehrt gebliebenen Theils seines Hauses und betrachtete die greuelvolle Verwüstung. Um stehen zu können, mußte er sich der Krücken bedienen, denn gleich zu Anfang des Krieges war er schwer verwundet worden und noch nicht ganz geheilt. Und seine beiden Söhne Charles und Armand waren ein halbes Jahr zuvor gefallen in der blutigen Schlacht bei Fraser's Farm. Darüber war seine Frau vor Gram gestorben. Was Wunder, daß der unversöhnlichste Haß in ihm lebte und ihn auf Rachepläne sinnen ließ — war's doch schon vorauszu sehen, daß trotz der ungeheuersten Opfer und Anstrengungen aus diesem Miesenkampfe der Süden nicht siegreich hervorgehen würde.

Seine Tochter Florence, im schwarzen Trauergewande und mit so bleichem Antlitze, daß es dem einer Marmorstatue glich, stand neben ihm. Fast alle seine Sklaven — etwa hundert an der Zahl — hatten sich davon gemacht und erfreuten sich der neuen Freiheit. Nur vier waren ihm treu geblieben: erstens sein alter weißhaariger Kammerdiener Pompejus, dann ein schwarzer Kutscher, ferner die anhängliche Dienerin seiner Tochter und ein kleiner Negerjunge, der Pierrot genannt wurde und allerdings einen schneeweißen Linnenanzug trug, im Uebrigen aber so schwarz aussah wie Ebenholz.

Es war Beauchamp's Absicht, mit seiner Tochter die Pflanzung zu verlassen und sich nach New-Orleans zu begeben, wo er besser

ärztliche Pflege finden konnte. Vorher aber, so war sein Entschluß, wollte er mittelst des Pulvers, das in dem geheimen Keller lagerte, das Herrenhaus gänzlich vernichten mit Allem, was darinnen war, damit es nicht anderen einrückenden Unionstruppen als Marschquartier dienen könne.

Er und seine Tochter hatten sich zur Abreise gerüstet. Der schwarze Kutscher kam angefahren mit einer Kutsche, die vor der Veranda anhielt. Der Pflanzers sagte zu dem treuen Pompejus: „Du bleibst also hier und machst es genau nach meiner Anweisung. Hier ist die Zündschnur, die ich für Dich hergerichtet habe und die reichlich eine halbe Stunde zum Verglimmen braucht.“

„Gut, Massa,“ versetzte grinsend der alte Neger, „ich werde die Lunte anzünden um halb Zwölf, dann gibt's um Mitternacht gerade ein hübsches Gefache!“

„Wohl, wenn es gethan ist, dann folgt Du uns nach New-Orleans.“

Pompejus nickte. „Und Pierrot?“ fragte er.

„Pierrot und Semiramis fahren mit uns.“ In diesem Augenblick lief der Negerknabe eifertig herbei und schrie: „Massa, es kommen sehr viele Soldaten!“

„Woher?“

„Von dem Walde dort!“

Hornsignale erschollen durch die klare Abendluft.

„Es werden jedenfalls wieder Unionstruppen sein,“ sprach der Pflanzers mit finsternem Stirnfalten.

Wenige Minuten später kamen die Soldaten zum Vorschein und marschirten, angeführt von einem berittenen Lieutenant, auf das Herrenhaus zu.

Es waren richtig Unionisten, welche auf dem Marsche waren, um eine größere Heeresabtheilung einzufolen und sich mit derselben zu vereinigen. Die Soldaten — Yankees, Ir-länder und Deutsche — sahen zum Theil recht verwildert aus. Der Befehlshaber mochte wohl Mühe genug haben, sie in einiger Ordnung zu halten.

„Massa,“ sagte mit leiser Stimme Pompejus bedächtig, „wenn diese verwünschten Yankees, wie es fast scheint, hier im Hause über Nacht lagern wollen, soll ich dann auch —?“

„Dann erst recht!“ flüsterte Beauchamp mit haßerfülltem Blicke auf die uniformirten Ankömmlinge. Die verdammten Yankees sollen unter den stürzenden Mauern meines Hauses ihr Grab finden. Dann können sie den Unserigen nicht mehr schaden. Ha, nun erhält mein Zerstörungswerk erst die rechte Bedeutung!“

Jetzt kamen die Soldaten ganz nahe heran. Der Lieutenant befahl Halt. Dann näherte er sich mit höflichem Gruße.

Masetto und Zerline erkannten sich zu ihrer größten Ueberraschung.

„Miß Florence!“

„Mr. Campbell!“

„Sehen wir uns unter so seltsam veränderten Umständen hier wieder!“

„Ich will Sie nicht mehr kennen, mein Herr!“ sprach kalt die junge Dame. „Die Uniform, welche Sie tragen, haße und verabscheue ich. Das Band der ehemaligen Freundschaft ist zerrissen — zwischen uns ist Alles aus!“

Er sah sie mit traurigem Blicke an — sie wandte trotzig ihre schönen Augen von ihm ab.

Dann sagte er zu dem Pflanzers: „Mr. Beauchamp, ich wünsche mit meinen Leuten über Nacht hier zu lagern.“

„Das steht ganz in Ihrem Belieben, Sir. Ich kann's nicht hindern.“

„Sie wollen verreisen?“

„Nach New-Orleans, da ich sehr krank bin und ärztlichen Beistand nothwendig brauche.“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen glückliche Reise und baldige Genesung!“

Beauchamp hatte für den freundlichen Wunsch kein Wort des Dankes, aber er sagte mit ironischer Höflichkeit: „Ich überlasse also Ihnen und Ihren Leuten mein Haus und Alles, was darin ist, zu ganz beliebigem Gebrauch. Im Weinkeller werden Sie noch eine Anzahl voller Flaschen finden. Pompejus wird hier bleiben und Ihnen die Vorräthe zeigen. So hoffe ich denn, Alles für Sie gethan zu haben, was ich als Patriot des Südens für Sie und Ihre Leute thun konnte!“

Hohnblitze sprühten aus seinen Augen bei diesen letzten Worten, deren geheimen fürchterlichen Sinn Lionel nicht zu erfassen vermochte.

Der Pflanzers wurde von Pompejus in den Wagen gehoben. Florence nahm neben ihm Platz. Borne saß die schwarze Jose Semiramis, Pierrot auf dem Bock neben dem Kutscher.

Da näherte sich ein wüsth aussehender Yankee-soldat.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte Campbell barsch.

„Der schönen Rebellen will ich einen Kuß zum Abschied geben!“ schrie der wüste Mensch. Und er stieg frech auf den Wagentritt. Die junge Dame weinte vor Zorn und Abscheu.

Der junge Lieutenant packte mit kräftiger Hand den Unverschämten, riß ihn herunter und schleuderte ihn vom Wagen fort, indem er rief: „Unverschämter! Ich will Euch Anstand lehren — wenn Ihr nicht sogleich vernünftig seid, so schieße ich Euch eine Revolverkugel durch den Kopf!“

Mehrere der Soldaten murrten, die Meisten aber zollten doch der energischen Handlungsweise des Befehlshabers Beifall.

Florence sandte Lionel noch einen unbefreiblich seltsamen und angstvollen Dankesblick zu und schien mit sich zu schwanken, ob sie ihm eine Warnung zurufen solle oder nicht. Doch ihr Vater verhinderte dies durch einen strengen Blick und indem er gebot: „Vorwärts!“

Die feurigen Pferde zogen an, und mit großer Schnelligkeit rollte die Kutsche fort, der nach Süden führenden Landstraße zu.

Pompejus rief jetzt mit heuchlerischer Freundslichkeit: „Was ist den wackeren Befreiern der armen Sklaven gefällig? Wein oder Rum oder beides?“

„Beides, Du Wollkopf!“ schrien die Soldaten. „Zeige uns nur, wo der gute Keller ist!“

„Dort steht ihr die Kellertreppe! Die Thür ist schon geöffnet!“

„Hurrah! Und noch ein Hurrah für Abraham Lincoln und zur Hölle mit Jefferson Davis, dem schurkischen Präsidenten der Rebellion!“

Und mit gewohnter Tapferkeit liefen die nordstaatlichen Soldaten Sturm auf den südstaatlichen Weinkeller, wo Viele von ihnen im Verlaufe der nächsten zwei Stunden sich sinnlos betranken, ohne daß ihr Vorgesetzter dies zu verhindern im Stande war.

Die Zeit verging. Längst war es dunkel geworden. Die Mondsichel hatte sich hinter Wolken verkrochen. Es mochte etwa gegen elf Uhr Nachts sein.

Einige der Soldaten schliefen unter den Verandas, Andere im Hause. Viele waren wach und unterhielten sich mit Kartenpielen, Rauchen und Trinken. Das waren die ordentlichen Leute, von welchen auch mehrere pflichtgemäß den Schildwachdienst versahen. Aber wohl zwei Duzend unverbeßerliche Trunkenbolde hatten den Keller zu ihrem Quartier erwählt.

Lionel befand sich gerade bei den Letzteren und ermahnte sie zur Mäßigkeit. Natürlich ganz vergebens! Diese wackeren Krieger der freien Republik waren nicht sehr an Subordination gewöhnt.

Plötzlich erschien vor der Kellertür ein



weißgekleideter Negerknabe und schrie: „Mafetto! Mafetto!“

Erstaunt stieg der Lieutenant die Stein-  
treppe hinauf und fragte: „Wer ruft da?“

„Ich, Massa! Sind Sie Mafetto?“

„Ja — hier ist sicherlich kein Anderer, der  
es sein könnte.“

„Dann ist hier ein Zettel für Sie.“

„Von wem?“

„Von Zerline.“

„Wie heißt Du?“

„Pierrot.“

„Du fuhrst ja mit Mr. Beauchamp von  
hier fort, nicht wahr?“

„Ja, Massa Mafetto! Missis sagte, ich  
solle schnell zurücklaufen, um etwas zu holen,  
was sie vergessen habe. Haha — das glaubt  
auch Massa Beauchamp! Aber ich soll nur  
den Zettel bestellen.“

Lionel faltete den Zettel — ein aus einem  
kleinen Damennotizbuch herausgerissenes Blatt  
— auseinander und las beim Schimmer einer  
Laterne folgende, hastig mit Bleistift geschrie-  
benen Worte:

„An Mafetto!

Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so bleiben  
Sie nicht im Hause meines Vaters. Sie sind  
in entsetzlicher Gefahr! Ich hoffe, daß diese  
Zeilen Sie noch rechtzeitig — vor Mitternacht  
— erreichen werden. Zerline.“

Campbell erbehte. Was war das denn für  
eine furchtbare unheimliche Gefahr, die ihn be-  
drohte?

„Und ich soll Ihnen noch ein Wort sagen  
von Missis,“ flüsterte Pierrot, sich schen um-  
blickend.

„Welches Wort?“

„Pulver!“

Darauf entwich der kleine Bursche und  
war im nächsten Augenblick verschwunden.

„Bompejus!“ schrie der Lieutenant.

Aber der merkwürdige Negergreis war auf  
einmal unsichtbar geworden.

Rasch verständigte Lionel seine Unteroffiziere  
von der drohenden Gefahr. Er ließ die Hor-  
nisten das Signal zum Sammeln und Antreten  
blasen. Die Soldaten gehorchten bis auf die  
Trunkenbolde im Weinfeller. Diese mußten  
gewaltsam in's Freie geschleppt werden.

Die Schaar marschierte darauf nach dem  
Walde und lagerte sich am Rande desselben.

Campbell sah auf seine Uhr. Es war ge-  
rade Mitternacht.

Im selben Augenblick erschütterte ein furcht-  
barer Knall die stille Nachtluft, und der Erd-  
boden schien zu erbeben. Eine glühende Feuer-  
lohe stieg zum Himmel auf und sank gleich  
wieder zurück. Das Herrenhaus der Beau-  
champ'schen Pflanzung stürzte zusammen und  
war jetzt gänzlich ein Trümmerhaufen.

Die Trunkenbolde unter den Soldaten wur-  
den vor Schreck fast nüchtern, als sie erkannten,  
welchem entsetzlichen Schicksal sie durch die Um-  
sicht ihres Befehlshabers entgangen waren.

Alle Häfen der Südstaaten wurden blockiert  
von nordstaatlichen Geschwadern. Auch den  
Mississippi befuhren unionistische Kriegsschiffe,  
Kanonenboote und Transportdampfer. New-  
Orleans war erobert, und der unionistische  
General Butler, verwünscht und verflucht von  
der Einwohnerschaft, hatte dort Belagerungs-  
zustand und Standrecht proklamiert und führte  
eine Schreckensherrschaft, welche noch heute nicht  
vergessen ist. Man nannte ihn „Pascha von  
New-Orleans“ und „Butler, the beast“\*).

Nicht nur bei den Männern des Südens,  
auch bei deren Damen machte der General sich  
gründlich verhaßt. Junge schöne Mädchen aus  
den feinsten Kreisen, welche in ihrem südlichen

Patriotismus sich hatten hinreißen lassen, auf  
der Straße vor einer vorbeigetragenen unioni-  
stischen Regimentsfahne auszuspuken, oder die  
mehr oder weniger öffentlich eines der vielen  
böshafsten Schand- und Spottlieder auf „Butler,  
the beast“ gesungen hatten, ließ er ohne Wei-  
teres arretilren und nach Ship-Island schaffen,  
wo sie bittere Trübsal spinnen und Charpie  
zupfen mußten für die Militär-lazarethe\*). In  
einer großen hölzernen Baracke wurden sie dort  
eingesperrt, welche zu mehreren anderen ge-  
hörte, die man auf der genannten, in der  
äußersten Mississippimündung befindlichen Insel  
zur Unterbringung von Gefangenen erbaut hatte.  
Die jungen Damen hatten da zu ihrer Unter-  
haltung und fortwährenden Plage auch noch  
Myriaden der blutgierigsten Moskitos zu be-  
kämpfen, und wenn sie aus ihren Fenstern auf  
die ungeheure trostlose Schlamm- und Wasser-  
wüste des Mississippideltas hinausblickten, so  
konnten sie gar häufig vorbeischwimmende, oder  
auf dem Sande kriechende, oder träge sich son-  
nende Alligatoren bewundern, und zwar Un-  
geheuer von der größten und häßlichsten Art.

Zu jener Zeit — als der schreckliche Bürger-  
krieg schon seinem Ende nahe — wurde Lieute-  
nant Lionel Campbell mit seinem Korps nach  
New-Orleans geschickt zur Verstärkung der dor-  
tigen Besatzung.

Nach der Ankunft meldete er sich sogleich  
beim General Butler, den er persönlich genau  
kannte, da derselbe in Geldangelegenheiten früher  
häufig in das Comptoir des alten Campbell zu  
Boston gekommen war. So empfing der sonst  
so bärbeißige Kommandant ihn denn äußerst  
freundlich.

Darauf schlenderte Lionel in den Straßen  
von New-Orleans umher, die ihm noch so gut  
bekannt waren aus früherer glücklicher Zeit.  
Wie hatte sich aber Alles verändert seitdem!

Er kam auf den Gedanken, das prächtige  
Haus des Pflanzers Beauchamp zu besuchen,  
um sich nach dem Befinden von Miß Florence  
zu erkundigen, und begab sich also dorthin.

Im Hofe lungerte Pierrot, der ihn ver-  
gnügt anlachte, aber bedeutsam seinen Finger  
auf die Lippen legte.

„Wo ist Miß Florence?“ fragte Lionel.

„Sie ist nicht zu Hause,“ versetzte Pierrot  
grinsend.

„Kann ich Mr. Beauchamp sprechen?“

„Nein, er liegt zu Bette und ist krank.  
Der Doktor ist eben bei ihm.“

„Und Miß Florence ist nicht zu Hause bei  
ihrem kranken Vater? Das ist ja doch auf-  
fallend!“

„Nun, euer Butler hat sie nach Ship-Island  
bringen lassen, wo sie Charpie zupfen muß.“

„Wie — ist das möglich?“ fragte Lionel  
bestürzt.

Aus der Thür trat in diesem Augenblick  
der Arzt, den Lionel auch noch von früher her  
gut kannte. Der junge Mann erkundigte sich  
nach dem Befinden des Pflanzers. Achsel-  
zuckend erklärte der Doktor, es stehe leider  
recht schlimm mit dem Patienten, und er hege  
keine Hoffnung mehr für dessen Genesung.

Lionel dachte: „So will ich versuchen, Flo-  
rence zu befreien, damit sie am Krankenlager  
ihres Vaters weilen kann. Das wird für Beide  
ein Trost sein.“

Und er begab sich wieder zum General  
Butler und bat um einen Freilassungsbefehl  
für Florence Beauchamp.

„Sind Sie vielleicht in die junge Dame  
verliebt, Mr. Campbell?“ fragte lachend der  
General.

„Das bin ich freilich, leider aber haßt sie mich.“

„Nun, so wollen wir sie doch lieber da  
lassen, wo sie ist, zur wohlverdienten Strafe.“

„General, Miß Florence hat seit langer  
Zeit schweren Kummer, und wenn sie etwa die  
unionistische Fahne beschimpft haben sollte, so  
ist das am Ende erklärlich. Zudem hat sie sich  
um unsere Sache trotz ihres Hasses gegen uns  
verdient gemacht.“

„Ei, wieso denn?“

„Indem sie zweihundert unionistischen Sol-  
daten das Leben rettete.“

Der junge Mann erzählte nun ausführlich  
das Abenteuer, welches er in Alabama erlebt  
hatte.

„Sie setzen mich in Erstaunen!“ rief der  
General. „Ja, dann verdient die junge Dame  
allerdings ihre Freilassung. Aber ihren Vater,  
den schurkischen Pflanzler, der zweihundert un-  
serer Soldaten in die Luft sprengen wollte,  
werde ich verhaften, standrechtlich verurtheilen  
und erschießen lassen!“

„Mr. Beauchamp wird bald vor einem  
höheren Richter stehen. Er liegt im Sterben.“

„Das ändert freilich die Sache. Dann  
brauche ich mich nicht mehr mit ihm zu be-  
schäftigen.“

Er rief seinen Schreiber, diktierte einen Frei-  
lassungsbefehl für Florence Beauchamp und  
unterzeichnete denselben. Dann stellte er auch  
noch dem jungen Offizier eine Dampfbarkasse  
mit kleiner Kajüte zur Verfügung.

Unverweilt schiffte Lionel sich ein und dampfte  
nach den Mississippimündungen hinunter. Als  
er auf dem öden Ship-Island angekommen war,  
begab er sich zu dem dort kommandirenden  
Offizier. Dieser führte ihn sogleich in eine  
Baracke, wo in einem großen Raume etwa  
vierzig junge Damen auf hölzernen Bänken an  
einem langen Tische saßen und alte Leinwand-  
seken zu Charpie zupften. Von mehreren alten  
grinsenden Negerinnen wurden sie beaufsichtigt,  
welche sich darüber unbändig zu freuen schienen,  
daß ihre ehemaligen Gebieterinnen, die sonst  
nie gearbeitet, nun auch einmal erproben mußten,  
was Zwangsarbeit zu bedeuten habe. Einige  
der jungen Damen sahen sehr unglücklich aus  
und hatten verweinte Augen; zu diesen gehörte  
auch Florence Beauchamp. Andere schienen  
sich weniger Sorgen zu machen und summteten  
sogar leise und trotzig das allerverpönte-  
ste Spottlied auf den General Butler.

„Meine Damen,“ sagte der alte komman-  
dierende Offizier, „ich muß Sie ernstlich bitten;  
sich hier gefälligst manierlich zu betragen!  
Widrigenfalls würde die unausbleibliche Folge  
sein, daß Sie morgen eine doppelte Portion  
Charpie zupfen müßten!“

Diese Drohung wirkte zauberschnell. Der  
summende Gesang verstummte. Alle waren  
mäuschenstill und überaus fleißig.

„Miß Florence Beauchamp,“ sprach der  
Offizier weiter, „es ist soeben ein Freilassungs-  
befehl für Sie eingetroffen. Lieutenant Camp-  
bell wird Sie zu Ihrem Vater geleiten. Sie  
können sogleich mit ihm abreisen.“

Neidisch sahen die anderen jungen Gefan-  
genen Florence an, die rasch ihre paar Sachen  
zusammenraffte und dann mit Lionel die Baracke  
auf Ship-Island verließ.

Als sie bei einander in dem Kajütchen der  
Dampfbarkasse saßen und stromauf fuhren nach  
New-Orleans, fragte die junge Dame: „Welchem  
Umstande verdanke ich denn eigentlich meine  
Befreiung?“

„Nur dem Umstande, daß vor längerer Zeit  
einmal eine gewisse Zerline an einen gewissen  
Mafetto ein Zettelchen schickte, wodurch zwei-  
hundert unionistische Soldaten in Alabama  
dem Verderben zu entrinnen vermochten.“

Sie schwieg eine Weile, dann fragte sie:  
„Haben Sie auch mitgefochten in der blutigen  
Schlacht bei Frazer's Farm in Tennessee?“

„Nein,“ sagte er.

„Das ist mir lieb.“

\*) Butler, die Bestie.

\*) Historisch!



„Warum denn?“

„Weil in jener Schlacht Charles und Armand gefallen sind. Ich kann also überzeugt sein, daß meine Brüder nicht mit Ihnen gekämpft haben.“

„Zu jener Zeit war ich bei den Truppen, welche Fort Donaldson belagerten,“ sagte Lionel.

Und sie sprachen noch viel mehr und immer vertrauter miteinander. Ja, Zerline und Massetto hatten sich wiedergefunden in herzlichster Zuneigung und Liebe!

Florence konnte noch einige Zeit den kranken

Vater pflegen und bei ihm sein in der Todesstunde.

Bald aber stand sie ganz vereinsamt in der Welt, und gerne versprach sie Lionel, ihm als Gattin in sein Haus zu folgen.

Der greuelvolle Bürgerkrieg ging endlich auch zu Ende. Wieder herrschte Frieden in der mächtigen Union.

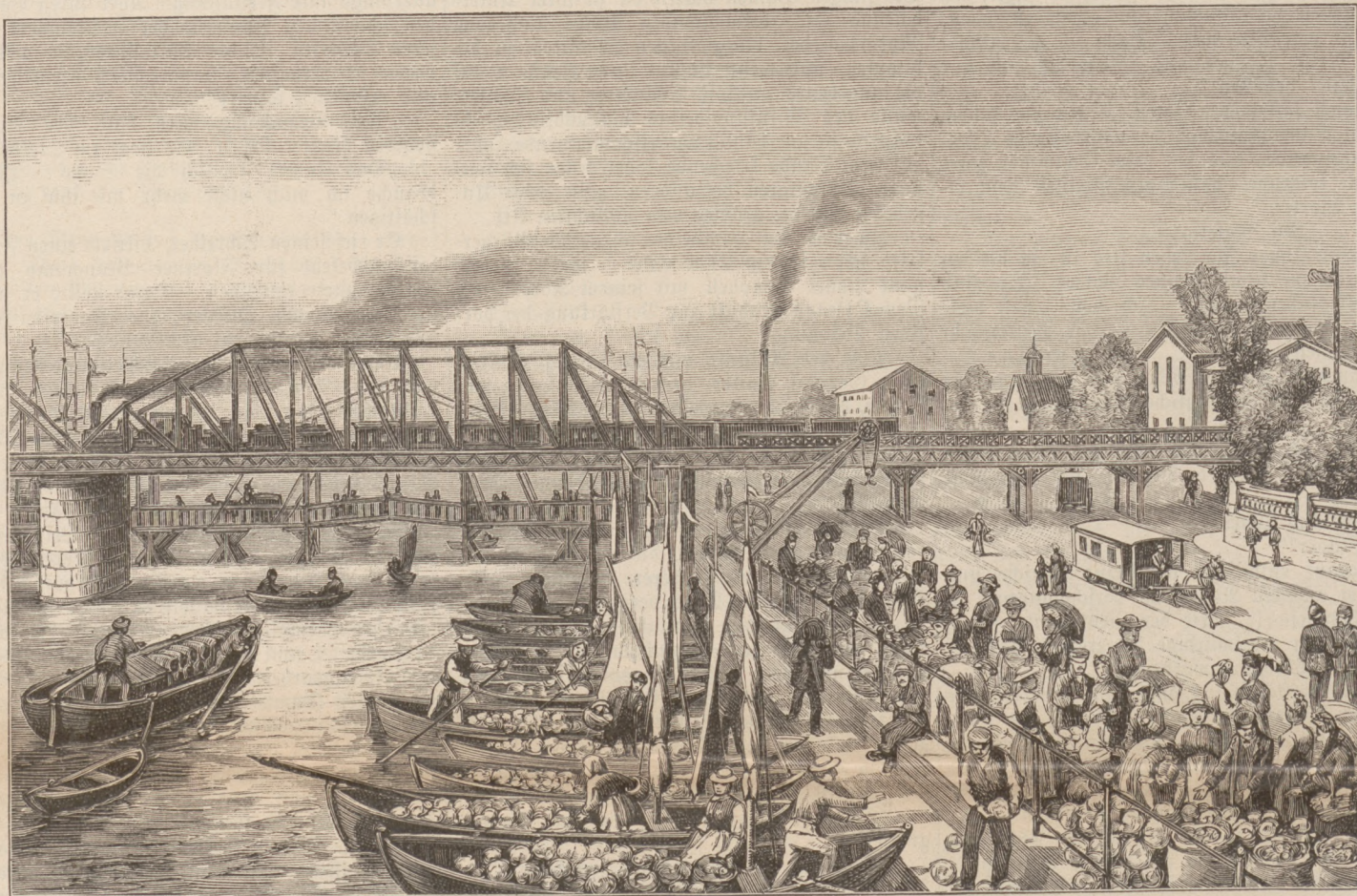
Florence und Lionel feierten bald das schöne Fest ihrer Vermählung und fortan strahlte ihnen beständig die Sonne des Glücks.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Gute Antwort.** — „Was versteht man eigentlich unter Rechtfchaffenheit?“ fragte in einer Gesellschaft der Lord Herdwyk, der heimlich Wuchergeschäfte betrieb, den berühmten Schauspieler Garrick. „Wozu die Frage, Mylord?“ versetzte der Tragöde, „mit dieser Sache geben Sie sich doch gar nicht ab!“ [L—n.]

**Ehemalige Schimpfwörter.** — Der alte Satiriker Joachim Rachel (gestorben 1669 als Rektor in Schleswig) zeigt uns, daß verschiedene Zeiten sogar verschiedene Schimpfwörter haben. In der ersten seiner Satiren läßt Rachel eine zankfüchtige, aber häusliche Frau zu ihrem Manne sagen:



Am Gemüsebollwerk in Stettin.

„Ich Arme bin bemüht und fresse schimmlicht Brod, Du aber faulest nur und weist von keiner Noth, Zuchtschreier, Schneidelust, Trogmärkel, Windverkauser,

Weingurgel, Suchebier, Zwei-Drei-Vier-Pegelsauser, Durchfresser, Pfeifenheld, Tobacktrauch, Speichelmanul, Bei allen Zeichen frisch, zu aller Arbeit faul!“

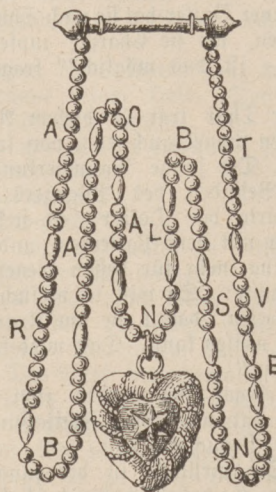
[H. Th.]

## Am Gemüsebollwerk in Stettin.

(Mit Abbildung.)

Auf dem linken Oberufer zieht sich in Stettin, dem prächtigen Postgebäude gegenüber, vom Viadukt der Eisenbahnbrücke an das sogenannte Gemüsebollwerk (siehe die Abbildung) hin, das vom Frühjahr bis zum Herbst ein buntbewegtes Bild darbietet. In langer Reihe liegen dort vor der Ufermauer die leichten Boote, deren weiße Segel um die Segelstangen gewickelt sind. Die auf ihnen oft meilenweit gekommenen Landleute holen die Erzeugnisse des Gartenbaues, Obst, Kartoffeln, Gemüse u. s. w., aus den Booten und breiten sie auf dem Bollwerk zum Verkauf aus. Nachmittags ist in der Regel Alles ausverkauft. Dann werden die Segel wieder entfaltet, und während die Männer die Boote durch den Hafen führen, zählen die Frauen auf der ausgebreiteten Schürze ihre Einnahme, um hernach mit kräftiger Hand das Fahrzeug dem oft weit entfernten Heim zuführen zu helfen.

## Salzketten-Räthsel.



Die richtige Lösung ergibt den Namen einer weiblichen Bühnenfigur aus einer Wagner'schen Oper.

Auflösung folgt in Nr. 34.

## Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 32:

Das Korn verjagt der Wind nicht, aber die Spreu.

## Logogriph.

Wunderbare Melodien

Lockt der Mensch aus ihm hervor;  
Mancher wünscht es, um zu fliehen;  
An Palästen ragt's empor.  
An der Nase kann man's sehen,  
Und in Kriegs- und Friedenszeit  
Fehlt es nie, wenn in Aemern  
Mannschaft sich an Mannschaft reiht.

Es statt ii als drittes Zeichen,  
Tanzt es klappernd spät und früh  
Mit Genossen, die ihm gleichen,  
Nach im Takt, doch ohne Müß'.  
Fremde Hand muß stets es führen,  
Da die eigne Kraft ihm fehlt;  
Alle weisen ihm die Thüren,  
Wenn's belebt ist und besetzt.

Auflösung folgt in Nr. 34.

## Auflösungen von Nr. 32:

des Anagramms: Dürer, Dürre;  
des Wechsel-Räthfels: Heimweh, Heimweg.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**  
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.